Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 5 (1943)
Heft: 2

Artikel: Ein Ausflug in ein Sprachwäldchen
Autor: Thommen, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860927

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Ausflug in ein Sprachwäldchen.

Von Emil Thommen.

Vor siebzig und mehr Jahren nahm mich meine Mutter gelegentlich auf einem ihrer sehr seltenen Sonntagsnachmittagsspaziergänge mit zu ihrer Schulfreundin Frau Rohrer, die droben am Hügel in einem der zwölf Höfe wohnte, die in einem Kranz um Arisdorf herumliegen. «Hausi» nannte man ihn. Nicht weit davon am gleichen Abhang stand die «Rüti». Schaute man von dort oben in der Richtung des Rheins und drüber hinweg nach dem Schwarzwald, so erblickte man oben auf dem waldfreien Fleck eines Hügels ein Kirchlein. Das sei die Chrischona, nach der gewisse Dorfleute etwa einmal im Jahr, an einem bestimmten Sonntag, eine Art Wallfahrt unternahmen. Dass Chrischona gleich Christina sei, und dass das Kirchlein vor der Reformation wirklich die Bedeutung einer Wallfahrtskirche gehabt habe, das wusste von den Hinüberschauenden niemand.

Wenig Jahre später siedelte meine Familie über den Rhein hinüber in das Dorf am Fusse jenes Hügels, Bettingen genannt. Darum wurde mir der Chrischonahügel und in der Folge auch die anschliessenden Ausläufer des rechtsrheinischen Dinkelbergs sehr vertraut bis weit hinein in den Schwarzwald, und ebenfalls an Sonntagen streifte ich oft durch den Chrischona- und Rührbergerwald bis nach Degerfelden, Beuggen und Säckingen oder über den stattlichen Hagenbacherhof hinauf nach den aussichtsreichen Dörfern Eichsel und Minseln und in das schöne waldumschlossene Adelhausen oder vom Waidhof hinunter nach Lörrach und über Stetten, Inzlingen, dessen noch wohlerhaltenes Weiherschloss für mich die erste feudale Wohnstätte war, heimwärts nach Bettingen.

Obwohl von meinem zwölften Altersjahr an Schule, Hochschule und eigener Beruf mich hauptsächlich mit Baselstädtern zusammenbrachten, so war die Baselbieter Sprache schon zu fest in Hirn und Mund eingeheimatet, als dass ich mir die städtischen Laute zu eigen gemacht hätte. Merkwürdig, wie ich mich nicht selten verwundern muss über landschaftliche Ausdrucksweisen, die mir über die Zunge gleiten, ich weiss nicht wie; nur das wird mir bewusst, dass sie mir seit Jahrzehnten nicht gebräuchlich gewesen sind. Aus welchem Winkel meines Sprachspeichers diese Wörter und Ausdrücke plötzlich wieder hervorgesprungen kommen, durch welche Gedankenverbindung sie aus dem Schlaf geweckt worden sind, bleibt mir dunkel.

«Schied der nüt, wenn d'e bitzli schnäller miechsch,» stupfte ich meinen Sohn. «Jessis, Pape,» gibt er zurück, «isch das wieder e Brogge Baselbieterditsch! Wär wird au eso altmodisch rede!» — Erst dieser Vorwurf machte mich darauf aufmerksam, dass ich zwei wirklich in der Stadt kaum je gehörte Konjunktive gebraucht habe. Sofort setzt sich aber auch mein Philologengewissen zur Wehr. «Du weisst halt nicht, was für nette, ja ehrwürdige Verbalformen das sind: schied, miech. Du natürlich würdest sagen: 's wurd der nit schade, wenn d' e bitzli schneller machtisch, oder mache dätsch, oder mache wirdsch, oder mache wurdsch, oder nit? Waisch, i schämmi wäge däm altmodische Dütsch nit. I waiss halt, dass es vil ehrwürdiger isch ass das neumodisch Baseldütsch. Wär nit zfriede-n isch dermit, dä soll e Stäckli derzue stecke. Mir isch's scho rächt. 's gnüegt mer, wenn's mir gfallt. I bi z'alt, um mi um d'Mainig vo andere Lüt, z'bekümmere.»

Allerdings sind «schied» und «miech» eigentümliche Formen; sie stimmen mit dem Hochdeutschen nicht überein, ‚schadete' und ‚machte' würde letzteres lauten, und die stadtbaslerischen Formen ‚schadeti', ‚machti' kommen dem Schriftdeutschen viel näher. Das ist aber kein Beweis für ihre grössere Berechtigung. Schwache Beugung zieht das Stadtbaslerische nach dem Beispiel der schriftdeutsche Sprache vor, mit Zuhilfenahme der Endung -te. Dem Baselbieterischen beliebte die starke Beugung ohne ein besonderes Anhängsel, dafür mit Aenderung des Stammlauts, genannt Ablaut, beidemal a zu ie. Warum das? Weil auch in andern sehr häufig gebrauchten Verben in der einfachen Vergangenheitsform, genannt Imperfekt, das a mit ie vertauscht wird: blasen, blies; fallen, fiel; halten, hielt; raten, riet. Warum nicht auch machen, miech; schaden, schied? (Vgl. in Veit Webers Murtnerlied: Sie spienen uf die Zelte.) Obwohl die dritte Beugungsform im Hochdeutschen nicht hinzukam, nämlich: gemachen statt gemacht, geschaden statt geschadet, hat sie doch die Mundart gebildet: «'s het em nüt gschade», während der Städter wahrscheinlich «gschadet» braucht und damit sich an die Wand des Hochdeutschen anlehnen kann. Das Volk, das nach dem Besuch der Volksschule keine weitere Belehrung in sprachlichen Dingen erhält, lässt sich nicht bestimmen durch das «Vorbild» des Hochdeutschen, sondern durch ein instinktartiges Gefühl: die Wahrnehmung des Gleich- oder Aehnlichklangs, mit dem Fremdwort Analogie genannt. Das gilt nicht nur für die Formen der Verben oder Tätigkeitswörter, sondern auch für die Formen der Substantive oder Dingwörter, nämlich deren Mehrzahlformen.

«Dis hus wart (wurde) gebuwen anno . . .», ist noch an manchem alten Gebäude zu lesen. Das starke Partizip-Perfekt (Mittelwort der Vergangenheit) wurde gebildet wegen des Gleichsklangs bauen: hauen; hauen, hieb, gehauen, haue, ghaue, also baue, gebaue, resp. bloss baue oder buwe, da die Vorsilbe «ge» ursprünglich nicht nötig war; man denke an die älteren Partizipformen kommen, worden, blieben etc. Einmal sind in der Mundart die alten Imperfektformen erhalten geblieben, ein andermal die Partizipformen. Nicht immer stehen die drei Beugungsformen in lebendigem Gebrauch. Dass wir auch Trümmer gewisser Beugungsreihen gebrauchen, in der Mundart wie im Schriftdeutschen, dessen sind wir uns nur nicht immer bewusst. Man denke an das unentbehrliche Hilfszeitwort «sein». Die sechs Personen des Präsens von ich bin bis sie sind zeigen drei Stämme von ganz verschiedenen, aber durch Bedeutungsähnlichkeit zusammengehaltenen Verben, die nur in uralten Schwestersprachen des Deutschen noch deutlich zu erkennen sind.

Unwillkürlich greife ich auch zu den von der Kindheit mir im Gedächtnis gebliebenen Konjunktiv- oder Bedingungsformen gewisser Verben wie: Wenn i luff, chuff, zug, schub, wo der Städter sagt: wenn i laufti, kaufti, zieh dät, oder wurd, oder wird, schiebti, oder schiebe dät etc. Damit helfe ich wertvolle alte Imperfektformen vor dem Untergang bewahren, die dem Städter schon längst aus dem Gedächtnis entschwunden sind. Zugleich protestiere ich damit gegen die gedankenlose Behauptung vieler Schweizer: die Imperfektform der verbalen Beugung sei der Schweizer Mundart abhanden gekommen. Ja freilich, im Indikativ, aber nicht im Konjunktiv, der bedingten oder Möglichkeitsform. Chuff für kaufte klingt dem Städter arg bäurisch, umsomehr als das Verb kaufen gar nicht starke Beugung hat. Aber eben der Gleichklang laufen: kaufen hat den Gleichklang luff: kuff (chuff)

veranlasst, wogegen rein nichts einzuwenden ist. Nicht Regelzwang, erfunden von einem die Sprache schulmeisternden Pedanten, gebietet dem Volksangehörigen, der seine Zunge noch so frei handhabt wie seinen Karst, sein Beil und seine Axt. Er lässt sich nur leiten vom Ohr, das untrüglicher ist als das von der Mittel- und Oberschule in Zucht genommene Sprachgewissen, ein heutzutage höchst unzuverlässig gewordener Führer. Ja, vor 50 Jahren, da bekam man von der Schule noch einen ausreichenden Schulsack, ausreichend auch, ja besonders, in sprachlicher Hinsicht. Heute hat die Mittel- und Oberschule so viele Forderungen zu erfüllen, dass die Zeit für die unumgängliche Uebung fehlt. Dass es im Reich draussen noch viel schlimmer bestellt ist, darüber kann sich kein Vernünftiger wundern. Reichsdeutsche Schriftsteller können uns auch nicht mehr zuverlässige Vorbilder für sprachliche Richtigkeit sein. Gottfried Keller, Alfred Huggenberger u. a. sind viel eher als Muster zu empfehlen.

Gleichklang, Analogie spielte bekanntlich auch in der ältern deutschen Dichtung eine bedeutende Rolle. Bis Martin Opitz in seinem Buch «Von der deutschen Poeterey» den Deutschen lehrte, dass nur reiner Endreim, d. h. völliger Gleichklang in Hell- und Mittellauten als Reim annehmbar sei, galt die Uebereinstimmung der Hellaute in deutschen Landen als Reim. Haus war Reim auf Braut, Heim war Reim auf leis. Im alten Volkslied haben sich genug Proben dieser annähernden Reime erhalten. Auch von dieser voropitzischen Reimkunst habe ich noch ein sehr eindrückliches Beispiel lebendig klingen hören. — Etwas abseits von der heutigen, erst 80 Jahre alten Dorfstrasse Bettingens, am Anfang des links von der jetzigen Verkehrsstrasse durch den Wald zur Chrischonakirche emporsteigenden alten Wallfahrtswegs, genannt «Steinigi Gass», stand das Haus der Familie Hammerer. Den fast 80jährigen Vater von zwei originellen Söhnen hörte ich häufig mit hoher Kopfstimme seine Lieblingslieder singen. Das bevorzugteste war:

Dort unten in dem Wasser
da schwimmen zwei Fisch.
Luschtig isch's,
wemme ledig isch.
Ledigen Leuten gehet es wohl,
ihre Kinder schlafen schon.

Woher stammt wohl der komische Wechsel zwischen Hochdeutsch und Mundart? Ursprünglich lautete die zweite Zeile natürlich auch hochdeutsch: Lustig ist's, wenn man ledig ist. Das Bedürfnis, den von Meister Opitz geforderten reinen Endreim zu liefern, änderte das «ist» in «isch» und zog die Mundart für die ganzen Zeilen nach sich. Dass die Endreime in der zweiten Hälfte der Strophe Opitzens Gesetz auch nicht entsprechen, scheint die Neuerer nicht gestört zu haben, oder sie fanden für das ungenügende Reimpaar wohl:schon keine so leichte Berichtigung und verzichteten darauf, und der Grossvater Hammerer stiess sich an dem ungiltigen Reim auch nicht. Uebrigens sind mir im Lauf der letzten 20 Jahre oft genug «Gedichte», d. h. Reimereien für einen «wohltätigen Zweck» zur gütigen Durchsicht oder Korrektur vorgelegt worden, die von solchen Halbreimen oder blossen Gleichklängen wimmelten. Wusste ich, dass die Reimerei nur zum mündlichen Vortrag vor «Ungebildeten» bestimmt war, so liess ich sie ruhig durchgehen. Musste ich annehmen, dass ihr die Ehre des Vortrags vor «Gebildeten»

oder gar des Drucks in einer Tageszeitung zugedacht war, dann liess ich mich die unsägliche Mühe der Umdichtung in vollwertige Endreime nicht reuen, und den Unterschied zwischen meinen und den ursprünglichen Reimen zu erklären, hielt ich für überflüssige Liebesmühe, da das Verständnis selten vorhanden war. Im besten Fall hätte der korrigierte Dichter erstaunte Augen gemacht und wohl gar etwas wie beleidigten Ehrgeiz gezeigt.

So oft wird vom Volk derjenige, der sich in gereimter Rede ausdrücken kann, als Dichter ins Gesicht gerühmt, sodass er es glaubt, auch wenn der moderne Opitz noch so sehr den Kopf schüttelt und nicht nur die dichterische Form, sondern auch den dichterischen Inhalt gänzlich unannehmbar findet. Es ist so grausam, Leuten, die ihre Lippen von der Muse heiligem Finger berührt glauben, das Bewusstsein dieser Weihe zu zerstören, dass ein Menschenfreund lieber davon Abstand nimmt. Es gibt ja sonst schon Enttäuschungen genug in dieser argen Welt, nicht wahr?

Soldateliedli.

Von Fritz Spaeti.

Hurra, es trummlet s'Stedtli i,
D'Soldate chöme-n-a.
A Strosserand springt Gross und Chli,
Was numme laufe cha.
Trum-trum-trum-trum- rum-pe-ti-pum
Tönt's lut de Hüser no,
Es geit im ganze Stedtli um:
Jetzt si d'Soldate do.

Der Hauptme ritet vorne-n-a,
Wie tänzerlet sis Ross!
Und jetzt chunnt d'Musig, hei-ssa-ssa!
Es tschätteret dur d'Stross.
Diri-diri-diri- du-lei
Wie ring geit das dervo,
Es chönne hundert Meitschi-Bei
Fast nümme rueig stoh.

Lueg au die Reie Militär
Im flotte, stramme Schritt,
Und isch's verbi, geit hinderhär
Gwüss s'halbe Stedtli mit.
Trum-trum-trum-trum- rum-pe-ti-pum
Au mir wei hindenoh,
Es geit im ganze Stedtli um:
Jetzt si d'Soldate do.